

Kommentar

Alexandra Riegler

Forschungsland am Wendepunkt



Dass Veränderung, einer der größten Angstfaktoren, zeitlebens die einzige Konstante sein soll, scheint tatsächlich ungemütlich. Forscher, die auch nur Menschen sind, sehen das nicht viel anders. Daher beschäftigen sich die ängstlichen unter ihnen mit potenziell schlaueren Kollegen, die Neues vom Zaun brechen könnten, nur auf Anfrage. Die Ignoranz verspricht zwar vorerst Stabilität, führt allerdings direkt in die Mittelmäßigkeit. Wer sich hingegen ins Abenteuer stürzen, nach jungen Köpfen mit frischen Ideen

Ausschau halten und diese fördern will, verlässt nicht selten das Land, weil dies anderswo Teil des Systems und nicht die Ausnahme ist. Dabei steht längst fest, dass das anregendste Forschungsklima ein positiv-kompetitives, interdisziplinäres Umfeld verlangt, das Freiheit auf Zeit bietet – Evaluierungen und der eigene Ehrgeiz als Regulativ. Gleichzeitig arbeitet man im Inland an einem Kurswechsel. Bis zum Ende des Jahrzehnts soll sich Österreich an die europäische Forschungsspitze finanziert haben – zumindest vom Forschungsanteil des Bruttoinlandsprodukts aus betrachtet. Dort angekommen, gibt es kein Abpausen von anderen Ländern mehr. Bis dahin bleibt jedoch eine Gnadenfrist, um Grundlegendes zu ändern. Etwa größere Institute mit flacheren Hierarchien, international kompatiblen Karriereplänen und verstärkt personenbezogenen Förderungen zu schaffen, die es jungen Forschern früher erlauben, eine eigene Gruppe zu gründen. Der Auslandsaufenthalt vieler heimischer Wissenschaftler könnte dann von Neugier und nicht von Aussichtslosigkeit im eigenen Land getrieben sein. Ob dies auch Schreibtischforscher zum Abenteuer ermutigt, bleibt dahingestellt. Aber den Abenteurern könnte man die Rückkehr schmackhafter machen.

Beatrix Bener

Vollauf zu tun



Nie wieder Vollbeschäftigung. Befürworter eines Grundeinkommens bekräftigen den positiven Aussagewert mit einem Rufzeichen. So titelte das deutsche Wirtschaftsmagazin *Brand Eins* mit dem aufschlussreichen Zusatz: „Wir haben Besseres zu tun.“ Auch prominente Wirtschaftstreiber wie der Chef des dm-Drogeriemarkts Götz Werner bekennen sich dazu.

Die Organisatoren der Wirtschaftsgespräche in Alpbach formulieren es offener – mit Fragezeichen. Wie realistisch Vollbeschäftigung eingeschätzt wird, ist eine Frage der Definition: Geht es allein um Ganztagsarbeitsplätze? Wer gilt überhaupt als arbeitslos, und wie legitim ist es, bei einer Arbeitslosenquote von vier Prozent von Vollbeschäftigung zu reden?

Ob jemand darin hingegen eher ein bedrohliches Szenario à la realsozialistische Arbeitsgesellschaft oder eine frohe Botschaft sieht, liegt wohl an der Persönlichkeit des Einzelnen. Europäisches Faktum ist, dass trotz chinesischer Produktionswunder die bezahlte Arbeit nicht ausgeht. Dass der Mensch davon leben kann, heißt das noch lange nicht. Ein Potpourri von Beschäftigungsformen – gerade für Frauen – ist die Folge: ein Teilzeitjob, ein bisschen was Geringfügiges, ab und zu ein freier Dienstvertrag – persönliche wie berufliche Abhängigkeitsverhältnisse inklusive.

Diese Praxis entkleidet den altmodischen Schick im Wunsch nach Vollbeschäftigung, der besser in die Ära Kreisky als ins 21. Jahrhundert passt. So meint der Kolumnist Günter Traxler, dass unsere Ur-ur-Enkelkinder über unsere Arbeitsmoral so verwundert schmunzeln werden wie wir heute über die Sexualmoral des 19. Jahrhunderts. Der Philosoph und Begründer der New-Work-Bewegung Frithjof Bergmann schlägt je ein Drittel Erwerbsarbeit, Ehrenamt und Selbstversorgungsarbeit vor, um bezahlte und unbezahlte Arbeit gerechter zu verteilen.

Wir brauchen Helden

Vor 20 Jahren waren Handys Spielzeug für Manager. Die hat nun jeder am Ohr. Vor 20 Jahren bauten Häuslbauer in Gleisdorf Sonnenkollektoren. Die sollten heute auf allen Dächern sein.

Margarete Endl

Wer heute kein Handy hat, ist ein Kuriosum. Bestenfalls. Oder ein Ärgernis. Ein Realitätsverweigerer. In manchen Jobs sogar gefährdet, diesen zu verlieren, weil vom Chef nicht jederzeit erreichbar.

Wer heute die Überweisungsscheine noch zur Bank trägt, statt Zahlungen per E-Banking anzuweisen, geht seiner Bank schwerstens auf die Nerven. Und mindert den Gewinn.

Wer eine Fahrkarte am ÖBB-Schalter statt am Automaten kauft, zahlt drauf. Strafe für so viel technologiefeindliches Konsumverhalten muss sein.

Bestimmte Technologien haben sich erstaunlich schnell durchgesetzt. Die Mobilfunkgesellschaften schenken allen Nutzern ein Telefon, banden sie vertraglich an sich und überzogen das Land mit Handyfonie. Mobiltelefone, für die Manager vor 15 Jahren noch teuer blechten, gehören heute zur Standardausstattung jeder Volksschülerin.

Warum einige Technologien so extrem erfolgreich sind und andere, ebenso sinnvolle, am Markt scheitern, ist die Frage. Fotovoltaikfassaden an Hochhäusern beispielsweise. Sie waren vor 15 Jahren bereits ausgereift – zumindest so weit wie die schweren Handy-Trümmer von damals. Zwar kosteten sie viel

mehr als normale Glasfassaden, aber sie konnten Strom erzeugen. Sie hätten den Bauherren als ein in die Zukunft blickendes, ökologisch vorbildliches, technologisch fortschrittliches Unternehmen ausweisen können. Es ist nicht passiert. Bürohochhäuser haben in der Regel noch immer gewöhnliches Glas, Fotovoltaik ist noch immer fast so teuer wie damals.

Längst ist bekannt, dass Erdöl aus keiner ewig sprudelnden Quelle kommt und Kernkraftwerke, wenn etwas schiefliegt, Menschen und Schwammerln verstrahlen. Es ist klar, dass wir neue Energiequellen suchen. Jeder wusste, dass die Emissionen aus Kraftwerken sauren Regen und Waldsterben verursachen. Dennoch setzte sich die Technologie nicht durch. Niemand verlangte dagegen, in der U-Bahn die Mama wegen des Topfentortenrezepts anrufen zu müssen. Oder die lästig gewordene Freundin wortlos, dafür mit 140 Zeichen SMS in die Wüste schicken zu können. Dennoch haben Unternehmen uns mit dieser Technologie beglückt.

Es war wohl nicht nur eine Frage des geschickteren Marketings, sondern eine Frage der Moral. Freiwillig eine höhere Büromiete zu zahlen, um teuren Strom aus der Sonne zu gewinnen, verlangt Engagement. Das war in Zeiten, in denen sich die Werbung „Geiz ist geil“ durch-

setzte, nicht Mainstream. Heute haben auch fair gehandelte Produkte einen Marktanteil erobert. Freiwillig für ein halbes Kilo Kaffee zwei Euro mehr zu zahlen tut nicht weh – und es schafft ein gutes Gewissen.

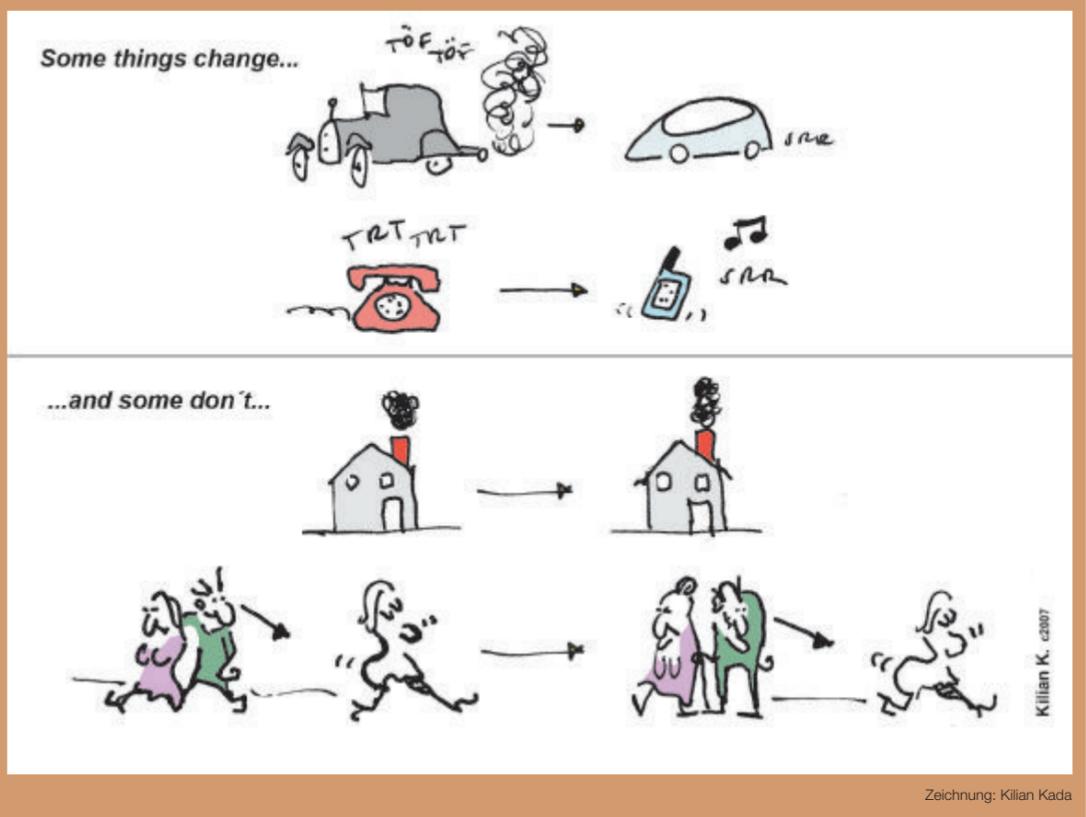
Idealisten auf dem Dach

Die wahren Helden aber sind die Häuslbauer im steirischen Gleisdorf und Umgebung, die in den 1980er Jahren ihre Wochenenden damit verbrachten, Sonnenkollektoren in Selbstbauweise anzufertigen und auf ihren Dächern zu installieren. 30.000 Schilling kostete damals so eine Anlage. Das war viel Geld. Das spürte man tatsächlich. Sie taten es nicht, weil sie kalkulierten, dass sich ihre Anlage in 19 Jahren amortisieren würde. Sondern weil sie Weltverbesserer waren. Idealisten. Weil sie sahen, dass es mit der Umwelt bergab ging und sie etwas tun wollten.

Ohne die Sonnenkollektorenbastler von damals würde es die Solarindustrie von heute nicht in dieser Form geben. Die Bastler entwickelten die Technologie weiter. Als Unternehmen Sonnenkollektoren billiger herstellen konnten, verbreitete sich der Solar-Boom.

Der weltweite Durchbruch von erneuerbarer Energie steht noch bevor. Vielleicht sollte man die Handy-Marketing-Gurus dafür engagieren.

Karikatur der Woche



Zeichnung: Kilian Kada